Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 20

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640885

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 20
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
19. Mai
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

Die Quelle.

So mancher trägt ein Wehe
Und sagt's dem andern nicht:
Er wandelt wie die Rehe
In waldesdunklem Licht.

Nur stumme Blicke sagen
Von einem tiefen Leid —
So wird es stumm getragen,
Und leise webt die Zeit.

Doch heimlich springen Quellen,
Verlangend nach der Glut,
Die fern in goldnen Wellen
Auf grünen Wiesen ruht.

Da werden Götterbilder
Auf grünem Grunde stehn —
Und leiser wird und milder
Die tiefe Quelle gehn.

Des Lichts erahnte Stunde
Erfüllt sich ihr nun ganz:
Ward sie bis tief zum Grunde
Nicht selber Licht und Glanz?

Begegnung.

Sag' nicht, die Jugend kehre nimmermehr;
Sie kommt mir jeden neuen Tag entgegen,
Trägt hoch den Schopf und federt leicht einher
Und helles Lachen glockt auf ihren Wegen.

Sie weilt, wo nur ein junges Auge schaut,
Aus jedem jungen Herzen singt sie wieder,
Dem hoch und weit ein reiner Himmel blaut,
Und seine Jauchzer waren meine Lieder.

Und ob es manchmal wohl auch dunkel war —
In ihr kommt mir mein einstig Ich entgegen,
Den Tau des Morgens noch im wirren Haar
Und Sonnenringel, Duft und Blütenregen.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger. (Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 20

An einem goldenen Herbsttage fischte Sidney unweit des weißen Hauses, und Rahel saß auf seinem Mantel im Sande neben ihm und schaute über den See. Es war eine große Stille überall.

„Sidney, ich habe dich schon lange etwas fragen wollen."

„Ja, Rahel?" Er sah auf, behielt aber die Angelrute behutsam in der Hand.

„Glaubst du an Gott, Sidney?"

„Das ist eine Frage! Die hat ja tausend Antworten."

„Nein, sie hat nur eine", sagte Rahel.

„Wenn sie nur eine hat, kann ich dir darauf nicht antworten", rief Sidney laut, daß die Fische, die seine Angel umschwärmten, davonschnellten. „Glaubst du an die Ewigkeit? Glaubst du, daß die Dinge einen Anfang und ein Ende haben?" fragte er.

„Ja, natürlich", sagte Rahel.

„Aber denken, begreifen kannst du das alles doch nicht", fuhr Sidney fort. „Du weißt, es ist so, und darum glaubst du es. So glaube ich an Gott. Es ist unmöglich, daß er nicht ist, also ist er."

„Das ist nichts", sagte Rahel. „Es ist Logik", sagte Sidney. „Kann man Logik lieben?" fragte leise Rahel. „Wenn ich Gott nicht lieben kann, ist er für mich nicht da."

„Liebe Zeit, Rahel, dir schwebt noch der Konfirmandenunterricht vor. Sitzt denn für dich Gott noch immer auf einem Thron, läßt sich anbeten und regiert die Welt?"

„Ich weiß wohl, daß das kindlich ist", sagte Rahel. „Und ich lächle, wenn ich andere an diesen menschlichen Gott glauben sehe. Aber ich sehne mich nach ihm."

Sidney sah auf und legte seine Angelrute beiseite. Dann schaute er Rahel in die Augen. „Du glaubst dich nach Gott zu sehnen und du sehnst dich nach Liebe", sagte er. Rahel wurde dunkelrot. „Nein", sagte sie heftig.

„Doch", sagte er. „Ich habe mich mit dieser Sehnsucht herumgeschlagen, mehr als mit meinen Pinseln und meinen Farben, und allemal, wenn ich mich verliebt hatte, schwieg sie."

„Pfui", sagte Rahel. „Und es ist doch wahr, daß dir nichts heilig ist." „Du bist mir heilig, scheint mir, Rahel. Wenigstens möchte ich, daß du keine Fehler habest, und auch keine an mir sehest", sagte er.

Rahel lachte, wurde aber rasch wieder ernst, beinahe traurig. Sie fühlte es wohl, daß sie viel lieber eine von den Frauen gewesen wäre, in die er sich verliebt hatte, und die ihn seine Sehnsucht nach Gott vergessen machten. Sie wollte gar keine unfehlbare Heilige sein. „Wie ist es möglich, daß deine Modelle und die andern Fräuleins dich Gott vergessen machen?" fragte sie wegwerfend.

Sidney sah nachdenklich auf. „Ja, wenn du das so auffassest, Rahel, dann natürlich muß es dir lästerlich erscheinen. Das Gefühl der Sehnsucht wurde eben befriedigt. Es ist so einfach."

Rahel schwieg. War das nun alles, was Sidney ihr über Gott zu sagen hatte? Sie hatte sich jedesmal, wenn ihr Gefühl ihn suchte, damit getröstet, daß ihr Freund ihr den Weg zeigen werde. Und nun gab sich seine Sehnsucht zufrieden, wenn er sich verliebte. Ob Gott sich jedem Menschen auf dieselbe Weise offenbarte? Ob vielleicht Sidneys Seele einen nachsichtigen, entgegenkommenden Gott brauchte? Vielleicht darum, weil er ein Künstler war, der von einem strengen, schweren Gott erdrückt würde? Und ob sie, Rahel, zerflattern würde, wenn sie es leicht hätte? Oder ob Gott wirklich die Liebe war, die Liebe an sich? Aber doch nicht so, wie Sidney meinte. Tante Adeline hatte ihr Gott ganz anders geschildert. Sie hatte sich, wie alle Menschen, vor ihm gefürchtet. Und doch heißt es in der Bibel: Gott ist die Liebe. Niemals wäre ihr aber eingefallen, dabei an die Liebe zwischen Mann und Frau zu denken. Und warum eigentlich nicht? Warum sollte gerade sie ausgeschaltet sein? Verliebtheit nannte es Sidney. Nein, das war nicht Gott, konnte nicht Gott sein. Da wäre ja küssen göttlich. Sie fühlte einen kurzen inneren Schauder. Lux fiel ihr ein, und seine häßlichen Liebkosungen. Nein, göttlich war das nicht gewesen, viel eher teuflisch. Sie nahm sich vor, mit Johannes über das alles zu reden, was sie bewegte. In allen diesen Dingen verstand er sie besser als Sidney, der so leicht darüber wegging, und dem „Liebe" ein Spiel war, und das Küssen erst recht eines. Das waren aber heilige Dinge, und es hätte sie nicht gewundert, wenn man sich in einer Kirche mit hohen Pfeilern und vor dem Altar zum erstenmal küssen würde.

„Rahel", sagte plötzlich Sidney. Sie fuhr auf. „Versink nur nicht gar zu sehr im Heiligen", sagte Sidney, als läse er ihre Gedanken. „Wir sind doch Menschen." Rahel hatte plötzlich Lust, nach Hause zu gehen. Sie wußte aber, daß, kaum von Sidney getrennt, es sie wieder zu ihm zog. So blieb sie.

Wiederum schwiegen beide eine lange Weile. Regungslos hing Sidneys Angelschnur ins Wasser, und die Schatten der Fische glitten dunkel vorüber. Die Sonne schien warm auf die roten und gelben Herbstblätter des dämmernden Waldes.

„Wie steht es eigentlich mit einem Beruf, Rahel? Hast du Pläne? Hast du Lust, dich in irgend etwas auszubilden? Malst du? Singst du? brach endlich Sidney das Schweigen.

„Du mußt nicht so hohe Worte gebrauchen, Sidney", sagte Rahel. „Ich spiele genügend gut Klavier, daß ich Stunden geben kann. Aber ich..."

„Ich weiß. Das nur im äußersten Notfall. Weiter."

„Ich habe versucht, etwas zu schreiben", sagte Rahel verlegen.

„Erzähle mir davon", bat Sidney.

„Ich bin durch den Wald gegangen. Da fiel mir ein, wie es wohl wäre, wenn ein Waldmann und ein gewöhnliches Menschenkind sich begegneten und liebten. Ob sie sich wohl verstehen könnten, der Waldmann, der aus der Natur stammt und bei den Seerosen wohnt und bei Brombeeren und Haselbüschen, und das Menschenkind, das nur Mauern und Straßen und den Markt und schöne Kleider kennt. Und wer wohl da Sieger werden würde."

„Wer blieb Sieger?" fragte Sidney.

„Das Menschenkind natürlich", sagte Rahel ernsthaft. „Der Waldmann doch nicht."

„Das ist hübsch, Rahel, willst du es mir vorlesen?" Sie schüttelte den Kopf.

„Du lachst mich aus", sagte sie. „Dann werde ich nichts mehr schreiben können. Es lebt in mir wie ein kleines, schwaches Kind, das die Erdenluft noch nicht verträgt."

„So abhängig."

„Tante Adeline kann es nicht leiden, wenn ich schreibe. Sie findet diesen Beruf unpassend für ein junges Mädchen aus wohlhabender Familie. Ich habe wohl gemerkt, daß sie ihn als heiratserschwerend ansieht." Sidney lachte.

„Komm mit nach Rom, alle lägen dir zu Füßen. Du brauchst nur zu kommen, da zu sein, um zu wirken. Ich fühle jetzt schon brüderliche Eifersucht brennen, wenn ich nur daran denke." Er lachte. „Und hüten würde ich dich..."

„Du brauchst mich nicht zu hüten. Und du hast gar kein Recht dazu", sagte Rahel. „Da flöge ich ja vom Regen in die Traufe, von der Tante Adeline zu dir."

„Ich würde es gnädig machen. Aber, Rahel, da fällt mir ein: Komm mit. Komm doch mit nach Rom. Rahel, das hat mir mein Genius eingegeben! Da würdest du aufblühen, das wäre der Boden, auf dem du gedeihen könntest. Willst du? Soll ich den Feldzug eröffnen? Jetzt kann ich dir ja deine Tapferkeit vergelten, kleine Rahel. In Rom kannst du endlich erfahren, was Leben heißt. Hier lebt ihr ja gar nicht, ihr wachst weiter, werdet alt, zieht euch einfach fach in die Länge."

„Ach, Sidney, das erlaubt Tante Adeline nie. So etwas weiß ich immer im voraus, ich weiß immer, ob sie für eine Sache ist, oder dagegen. Sogar, wenn es mich gar nichts angeht."

„Du bist ja eine Hellseherin", sagte Sidney, lachte ein wenig spöttisch und blinzelte. „Da muß man sich wohl vor dir in acht nehmen?"

„Da kommt Tante Adeline", sagte Rahel.

Adeline kam vom weißen Hause her, wie immer in Schwarz gekleidet. Jettperlen über das Kleid gestreut. Sie sah vornehm aus, blaß in ihrer großen Halskrause. Sie ging

Cuno Amiet: Engelkonzert II.
Dieses und die folgenden Klischees zu den Amiet-Bildern sind dem Ausstellungskatalog entnommen.

rasch und federnd. Leise wich die Farbe ganz aus ihren Wangen, als sie die beiden erblickte.

„Wie leichtsinnig", rief sie. „Im Herbst sitzt niemand am Seeufer. Dazu ist der Sommer da."

„Wenn aber der Herbst warm und bunt und schön ist, warum dann nicht im Herbst", rief Sidney.

Adeline stand neben einer hellstämmigen Birke, sich mit der schmalen, magern Hand gegen den Baum stemmend. „Tante Adeline, du siehst in deinem schwarzen Kleid wunderbar, aus, in all der farbigen Pracht", rief Sidney. „Wahrhaft malerisch. Und der Ton deines Gesichtes..." er schaute durch die hohle Hand. „Sieh, Rahel, wie der Fleischton wirkt gegen den Birkenstamm."

Adeline wehrte ab. „Sidney, male du Rahel, und rede über sie. Sie ist wohl ein passenderes Objekt."

„Das kannst du gar nicht beurteilen, Tate Adeline, was mich zum Malen begeistert. Da lasse du mich machen. Und wenn ich dich nun malen möchte, als Herbstbegriff, als die Natur in ihrer Reife, als die Frau in ihrer beinahe vollendeten Entwicklung?" Adeline wurde so blaß, daß es Sidney auffiel. „Ich hole dir ein Tuch, Tante Adeline, du frierst", sagte er und wollte fortlaufen.

Adeline wehrte es ihm. „Nein, mir ist nicht kalt. Aber ich wollte euch zum Abendbrot holen. Bitte, kommt nach Hause." „Ja, gerne", rief Rahel.

„Zu Hause möchten wir dich um etwas bitten, Rahel und ich", sagte Sidney etwas befangen.

Adeline sah ihn an. Sie glaubte zu wissen, was kommen würde. Sie preßte ihren schmalen Mund zusammen. „Ihr scheint meiner Einwilligung sicher zu sein", sagte sie. Sidney antwortete nicht, und schweigend legten sie den kurzen Weg nach Hause zurück.

Beim Abendbrot redete nur Sidney. Es lastete eine drückende Gefühlsschwere über dem Kreis. Adeline aß kaum, Rahel wenig, denn es war alles aufgewühlt, was an freiheitlichen Wünschen in ihr lebte, und die Hoffnung, in das Leben hinaus zu kommen, wurde stark und drängend. Trotzdem erschien ihr der Gedanke, mit Sidney in Rom zusammen sein zu sollen, zu unmöglich, zu seltsam und schön, als daß sie hätte daran glauben können.

Ottilie merkte, daß irgendwelche Stürme ihr geruhsames Behagen bedrohten, sie hoffte aber, daß das kommende Unangenehme Sidney, oder Adeline treffen möchte und sie Zuschauerin bleiben dürfe.

„Wollt ihr, bitte, in das grüne Zimmer kommen", bat Adeline nach dem Abendbrot mit einer höflichen Handbewegung, und ging mit den beiden hinüber, Ottilie erstaunt, Karoline brennend vor Wissensbegier zurücklassend. „Und jetzt, bitte, sagt rasch, was ihr zu sagen habt", begann Adeline, als sie in ihrem niedern Lehnstuhl saß und den feinen Kopf gegen das dunkelblaue Damastkissen lehnte. Sie sah sehr müde aus und erwartete Sidneys Mitteilung wie ein Urteil.

„Mit einem Wort ist alles gesagt", begann er. „Tante Adeline, laß Rahel mit mir nach Rom gehen. Sie will dort arbeiten und ein wenig unter fremde Menschen kommen."

Adeline schnellte in die Höhe. Also nicht das. Nicht, was sie gefürchtet hatte. Aber auch das war genug: Rahel in Rom. Rahel mit Sidney in Rom. Und sie blieb hier allein. Ihr ganzes Wesen wehrte sich gegen diesen Plan. „Rahel kann hier arbeiten", sagte sie endlich.

„Tante Adeline, es handelt sich nicht um Stricken oder Nähen, was sie hier allerdings eben so gut betreiben könnte, als in Rom. Sie will schreiben, dichten, sehen lernen und hören lernen. Sie will das Leben kennen lernen, sie muß es kennen, soll sie etwas leisten."

(Fortsetzung folgt.)

Nur eines schafft Menschenkinder zu Propheten:
Die Liebe, die des Lebens Leid durchschaut,
Und immer recht, in ewigem Erbarmen,
Bis alle sie umfaßt mit Mutterarmen.

(J. B. Widmann.)